

Einleitung.

Als vor nunmehr zwanzig Jahren HANS CONON VON DER GABELNTZ das Gesamtresultat seiner melanesischen Forschungen zog, schloss er mit dem seitdem unzählige Male citirten Ausspruche: »dass die melanesischen und polynesischen Sprachen mehr mit einander gemein haben, als aus einer blossen Entlehnung der einen von den anderen hervorgehen kann«¹; und dreizehn Jahre später, als sich sein Untersuchungsmaterial verdoppelt hatte, verzichtete er auf eine nochmalige Zusammenstellung der Endergebnisse, weil er »doch nur das früher Gesagte, wenn auch mit neuen Beispielen belegt, hätte wiederholen können«². Jener Ausspruch erkannte die Möglichkeit einer bestehenden Urverwandtschaft an. In der That galt dem Verfasser eine solche für wahrscheinlich, wenn auch noch keineswegs für erwiesen³. Man hat ihm aus dieser bedächtigen Haltung einen Vorwurf machen, man hat lieber auf Grund seiner Entdeckungen kurzer Hand die melanesischen Sprachen den malaiisch-polynesischen, etwa als dritten Ast des gemeinsamen Stammes zuordnen wollen. Ob mit Recht? ob wir schon soweit sind? Sicherlich, die Wissenschaft mag und kann sich bei dem Gewinne einer blossen Vermuthung, und wäre es der bestbegründeten, nicht beruhigen. Allein hier wie unseres Wissens kaum in einem zweiten Falle, stellen sich der Erlangung einer Gewissheit ganz eigenartige Schwierigkeiten entgegen. Wir meinen, man müsse diesen Schwierigkeiten sehr scharf in die

1) Abhandlungen der philol.-hist. Cl. der K. Sächs. Ges. der Wiss. 3. Bd. S. 1—266.

2) Abhandlungen u. s. w. 7. Bd. S. 1—186.

3) Dass. Werk I. Abth. S. 266: »dass der Glaube an eine Urverwandtschaft unwillkürlich an Boden gewinnt«.

Augen sehen, ehe man hoffen dürfe ihnen zu begegnen; durch die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit aber möchten sie eher gemehrt als beseitigt werden.

Der Verfasser der »Melanesischen Sprachen« durfte sich ausser auf schwerwiegende lexicalische Übereinstimmungen noch auf so und so viele grammatikalische Gleichheiten unter den von ihm untersuchten Sprachen beziehen. Uns bietet sich nur eine einzige neueroberte Papuasprache zu eingehenderer grammatischer Zerlegung dar. Gerade das MAFOOR'sche aber wird in seinem Baue bei manchen auffälligen Ähnlichkeiten eine erstaunliche Eigenthümlichkeit im Bildungsprinzip aufweisen: neben einer Agglutination der rohesten, lockersten Art ein System innerer Wurzelsteigerung, dessengleichen keine malaiisch-polynesishe Sprache aufweist, und welches nach den bisher gültigen Anschauungen mit dem Begriffe einer agglutinirenden Sprache unvereinbar ist. Fassen wir uns vorsichtig, reden wir, um den Indogermanen und den Semiten nicht über den Rain zu pflügen, von einer Quasiflexion: so werden wir Spuren derselben auch noch anderwärts bei den Melanesiern finden, freilich ohne immer eine organische Wirksamkeit dieser inneren Wandelungen nachweisen zu können. Gesetzt nun die Sprachverwandtschaft zwischen den schwarzen und den braunen Insulanern wäre erwiesen: so wäre es um einen wohlbewährten Heischesatz unsrer vergleichenden Glottik geschehen, so stünde die Möglichkeit fest, dass morphologisch verschieden geartete Sprachen einander leiblich verschwistert seien. Dass diese Möglichkeit bestehe, dafür dürften bei näherer Untersuchung auch die indochinesischen Sprachen zeugen. Insoweit läge nur eine eingebildete Schwierigkeit vor, eines jener Vorurtheile, die jeder Erweiterung unserer Erfahrungen von selbst weichen.

Schwerer wiegt Folgendes: Gesetzt noch einmal, der Erweis der Sprachverwandtschaft würde voll erbracht, so ergäbe sich unmittelbar ein Widerspruch zwischen Anthropologie und Linguistik. Zwei Sprachsippen sind verwandt; von den Völkergruppen, welchen sie zugehören, zählt die eine zu dieser, die andere zu jener Menschenrace. Wie ist das möglich?

Wenn in dem Negerstaate Hayti dereinst ein neuer Zweig des Französischen zur selbständigen Sprache heransprosst, so wissen wir: hier sind durch die und die geschichtlichen Umstände afrikanische

Sprachen erloschen und durch eine europäische ersetzt worden. Das ist der gewöhnliche Prozess des Aussterbens von Sprachen, dessen Beispiele wir allein bei uns in Europa zu Dutzenden finden können, — weiter nichts.

Wenn die Türken der Balkanhalbinsel und mehrere Finnenvölker Europas fast rein kaukasischen Racetypus tragen, während ihre asiatischen Sprachvettern mongolische Körperbeschaffenheit zeigen: so deutet die Landkarte an, und Geschichte und Völkerkunde weisen nach, wie hier eine fortgesetzte Blutvermischung zur schliesslichen Entähnlichung nach der einen und Anähnlichung nach der anderen Seite führen musste. Warum bei diesen Finnotataren die Sprachen, bei jenen Negern die Körperart das Dauerhaftere gewesen, auch das wäre wohl zu erklären, — und so lägen in beiden Fällen die Dinge einfach genug.

Es leuchtet ein, dass die Wissenschaft gegenüber der melanesischen Frage weit schlimmer daran ist. Von der Mangelhaftigkeit unsres sprachlichen Untersuchungstoffes schweigen wir: dem Übelstande wird je länger je mehr abgeholfen werden. Für alle Zukunft aber, so steht zu fürchten, werden wir auf nur annähernd zureichende Nachrichten über die Vorgeschichte der uns beschäftigenden Völker verzichten müssen; hier führt der Weg über das blanke Glatt-eis der Hypothese. Die Linguistik aber, diesmal wie so oft die zuverlässigere, wird wo nicht als Führerin, so doch als Warnerin dienen. Geschichtlich können wir nicht belegen, dass die schwarzen Leute von den braunen oder umgekehrt diese von jenen die Sprache gegen Aufgebung der eigenen eingetauscht hätten; auch nicht dass durch fortgesetzte Mischungen, etwa hüben mit den Mongoloiden oder drüben mit den Australiern, eine ursprüngliche einheitliche Race sich entzweit hätte. Sehen wir für den Augenblick von diesen Möglichkeiten ab, so bliebe ein dritter Fall übrig, nämlich folgender: Wir nehmen, der heute herrschenden Ansicht folgend, die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes an und begrüßen nun mit einem Male die langersehnte sprachwissenschaftliche Bestätigung dieser Theorie.

Wir fürchten, dies wäre verfrüht. Das Leben der Sprachen ist ein unablässiges Sichverändern, ihre Veränderung geht jetzt rascher jetzt langsamer von Statten, die Faktoren aber, nach welchen sich

die Geschwindigkeit bestimmt, scheinen mindestens zum guten Theile schon nach dem heutigen Stande unsrer Wissenschaft erkennbar.

Das postulierte Malaio-melanesische Urvolk müsste nun eine gemeinsame Sprache geredet haben, deren Verzweigungen die heute lebenden malaiischen, poly- und melanesischen Idiome darstellen, und aus der Entähnlichung dieser Zweige müsste sich deren Entfernung von dem gemeinschaftlichen Stamme ermessen lassen. — Welche Entfernung? Zunächst nicht die zeitliche sondern, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die biologische. Erst in zweiter Ordnung entscheidet sich die Frage, wie rasch oder langsam, mithin wie lange mögen die Sprachen getrennt gelebt haben, um unter einander soweit verschieden zu werden? vor wie langer Zeit waren sie also eine einzige?

Also zuerst müsste der Grad der Entähnlichung ermessen werden. Legen wir hiebei den indogermanischen Sprachstamm als den besterforschten als Maassstab an, so liegt die Gefahr nahe, dass wir die Abstände zwischen den uns beschäftigenden Sprachsippen zu weit bemessen. Dort können wir aus den tiefen Brunnen mehrerer alter Literatursprachen schöpfen, — hier müssen wir fast durchgehends mit dem Allerneusten fürlieb nehmen, das heisst etwa soviel als: Französisch mit Mahrattisch statt Lateinisch mit Sanskrit vergleichen. Und damit ist noch nicht Alles gesagt: für die Sprachen unseres Stammes haben wir überall reiche grammatische und lexikalische Hilfsmittel. Wir betonen die letztern namentlich; denn offenbar ist für die Wortvergleichung nichts förderlicher, als eine reiche Auswahl von Synonymen: passt zu Mond nicht luna, so passt dazu mensis, gehen schwedisch *sofva* und *dormire* nicht zusammen, so schliesst sich zu Ersterem *sopor* und zu letzterem *drömma*, träumen. Unsere Hilfsquellen waren meist sehr spärlich und zum Theile gewiss nicht ganz zuverlässig. Dies wolle der Leser im Gedächtnisse behalten, wenn er unser polyglottes Wörterbuch durchsieht, — denn so, noch lange nicht als ein vergleichendes möchten wir es gewürdelt sehen. Findet er nun, wie wir ihm in Aussicht stellen, eine sehr grosse Menge auffallender Ähnlichkeiten, so möge er selbst schätzen, wieviel mehr des Vergleichbaren sich wohl finden würde, wenn man die Wortschätze der einzelnen Sprachen gründlicher künnte. Vorläufig freilich beweisen die Anklänge noch sehr wenig. — Von der grammatischen Entähnlichung sei an dieser Stelle nicht die Rede. Sie ist

anscheinend beträchtlich, aber ihre Beurtheilung wird durch Fragen wie die, ob auf- oder absteigende Entwicklung, sehr heikel.

Den Verlauf jener Entähnlichung werden wir uns nun wohl eher als einen raschen, denn als einen besonders langsamen zu denken haben. Von sprachbewahrenden Faktoren wie etwa einer Literatur oder einer mündlich Wort für Wort fortgepflanzte Liturgie u. dgl., ist wohl bei den schwarzen Insulanern niemals die Rede gewesen, und was dessen etwa bei Malaien und Polynesiern vorhanden war und zum Theile noch im Gange ist, mag der Weiterentwicklung der lebendigen Sprache kaum viel Hemmniss angethan haben. Ein friedlich einsames Leben, wie solches in Island der nordischen Sprache zugute gekommen, wird kaum einem einzigen der uns beschäftigenden Völker beschieden gewesen sein. Aus den Beobachtungen eines unglaublich raschen Sprachwandels bei gewissen wilden Stämmen, namentlich Amerikas, wollen wir keinen verallgemeinernden Schluss ziehen; dass aber ein hordenweises Jäger- und Kriegerleben mit gelegentlichem Weiberraube zwischen Stamm und Stamm, dass ferner das weitverbreitete Tabu-Wesen der Erhaltung der Sprachen nicht zuträglich sein könne — wer wollte das bezweifeln? An Massensmischungen der Völker, deren zerstörenden Einfluss wir am Englischen, Persischen und so vielen anderen Sprachen beobachten, braucht man dabei vorerst noch gar nicht zu denken.

Jetzt wollen wir also annehmen, es wäre diese Sprachverwandtschaft ein Überkommniss aus der Zeit vor der Raçentheilung. So müssen wir uns nach einer Analogie in anderen Sprach- und Völkerkreisen umsehen. Wir Menschen kaukasischen Schlages haben im Norden und Osten mongolenähnliche, im Süden schwarze Völker zu Nachbarn. Allein eine Verwandtschaft unserer Sprachen, der indogermanischen, der hamito-semitischen, der kaukasischen mit den finno-tatarischen oder den afrikanischen Negersprachen wird, wenn sie wirklich bestände, schwerlich mehr nachzuweisen sein, weil die Trennung zu alt, die Entähnlichung zu gross ist. Der geläufigen Annahme zufolge ist gemeinsamer Ursprung der Nationen die gewöhnlichste Quelle der Sprachverwandtschaft. Darum mussten wir diesen Erklärungsgrund zunächst in's Auge fassen, — wir meinen, um desto gestroter auf Nimmerwiedersehen von ihm Abschied nehmen zu können.

Wir schreiten im Prüfen der möglichen Hypothesen weiter, halten

aber vorerst noch an der Annahme fest, dass die Verwandtschaft eine volle, d. h. dass auf keiner der beiden Seiten von Mischsprachen die Rede sei. Soviel wir sehen sind dann nur noch zwei Fälle denkbar. Es sind die oben berührten: entweder hat der eine Stamm die Sprache des anderen unter Verzicht auf die eigene angenommen, oder es ist ein Theil einer ursprünglich einheitlichen Völkergruppe unbeschadet seiner Sprache durch fortgesetzte massenhafte Mischung mit Angehörigen einer anderen Race aus der Art geschlagen.

Einen Vorgang der ersteren Art darf man vielleicht bei den Negritos der Philippinen muthmassen, deren Dialakte nach den uns vorliegenden kleinen Proben zu urtheilen, sich den Sprachen der umwohnenden Völker eng anzuschliessen, zumal ihre ursprüngliche grammatische Eigenart völlig eingebüsst zu haben scheinen. Rücksichtlich der eigentlichen Melanesier und der uns bekannten Papuas von Neuguinea ein Gleiches anzunehmen, dürfte sich aus linguistischen Erwägungen verbieten. Denn es sei die Verwandtschaft beider Theile noch so klar erwiesen, so bleiben doch so und so viele Punkte übrig, in welchen die melanesischen Sprachen einhellig den malaiischen und den polynesischen gegenüberstehen und sich als gleichberechtigter dritter Ast des gemeinsamen Stammes bekunden. Man möge einwenden, die Sprachadoption könne ja vor uralten Zeiten geschehen sein: was wäre damit gewonnen? Die Rolle des Empfängers müssten wir doch wohl der minderbegabten, mithin der schwarzen Race zutheilen. Ihre Angehörigen werden vor Jahrtausenden nicht grössere Gemeinwesen gehabt haben als heutzutage. Und sie alle sollten, sei es zugleich, sei es auch nach und nach, die fremde Sprache um den Preis der eigenen eingetauscht und nun unabhängig von einander doch Alle in fast paralleler Richtung weiter entwickelt haben? Diesen Parallelismus der Entwicklung möge man aus der gemeinsamen Racenanlage begreifen; aber wie will man es erklären, dass sich so und so viele wilde Stämme zum Sprachentausche verstehen? Wir wollen nicht die Möglichkeit bestreiten, denn hier scheint in der That der Phantasie ziemlich freier Spielraum gelassen zu sein. Aber die Wahrscheinlichkeit will uns nicht einleuchten.

Der Augenschein spricht dafür, dass mindestens ein Theil der uns

beschäftigenden schwarzen und braunen Völker beträchtliche Racenmischungen erlitten habe, und wir sehen nicht ein, wie man die Möglichkeit einer durch solche Mischungen hervorgerufenen Zweitheilung der nämlichen Race so schlechterdings von der Hand weisen könnte. Schwerer hält es, solchenfalls zu glauben, dass die von den beiden Theilen geredeten Sprachen völlig gleichächte Töchter einer und derselben Mutter, oder besser: dass sie vollbürtige Schwestern sein könnten. Wenn sich die Sprachen hüben und drüben von fremdem Einflusse frei zu halten wussten: woher dann in so vielen Stücken ihr gegensätzliches Verhalten? Es scheint, man müsse das Räthsel vom Atavismus aus der Völkerkunde in die Sprachwissenschaft übertragen.

In der That dürfte sich die Lösung der Aufgabe vorerst vereinfachen, wenn man den Verwandtschaftsbegriff über das herkömmliche Maass hinaus erweiterte. Von Mischsprachen hat unsre Wissenschaft bis vor Kurzem fast nur mit entschiedener Skepsis geredet. Wo, wie im Englischen, dem Urdu, den Zigeunerdialekten und so vielen anderen Sprachen, sich das heimische Idiom durch massenhafte Aufnahme fremden Stoffes getrübt zeigte, da wusste man überall das ererbte Gut vom erborgten zu unterscheiden und war nicht lange im Zweifel, welchem Bestandtheile man bei Zutheilung der Sprache die ausschlaggebende Stimme zuerkennen müsse. Der Begriff halbbürtiger Geschwister war unserer Wissenschaft noch nicht geläufig; unbequem ist er jedenfalls, aber a priori nicht wohl abzuweisen; und die Zeit mag gekommen sein, wo man sich mit ihm vertraut machen muss. Will man doch schon in den Grammatiken einzelner neuindischer Sprachen, sogenannter Töchter des Sanskrit, einen weit- und tiefgehenden Einfluss dravidischen Sprachgeistes wahrnehmen. Man darf, so scheint es, nicht länger verneinen, dass eine Sprache neben der Mutter auch noch einen Vater haben könne, und man wird vergebens so schlechthin abzugrenzen suchen, inwieweit der gemeinsame Sprössling mehr nach dem Einen oder nach der Anderen gerathen müsse. Zwischen der Aufnahme einzelner Fremdwörter, der Einzwängung eines ganzen grossen fremden Wortschatzes in die Regeln der heimischen Sprache und endlich der compromissarischen Verquickung der ererbten Sprachformen mit neu eingedrungenen, liegt eine Skala unzählbarer Möglichkeiten, und nach dem

Gesetze der Stätigkeit sollte man wohl annehmen, es müsse ein Volk, wenn ihm nicht durch ganz besondere Umstände der Faden seiner Überlieferungen abgeschnitten werde, ehe es die heimische Sprache gegen eine fremde darangebe, jene ganze Skala Punkt für Punkt durchlaufen haben. Wie rasch oder langsam, stehe dahin: genug dass die Existenz der beiden Endpunkte die Nothwendigkeit der verbindenden Linie bezeugt.

In dieser Hinsicht versprechen wir uns viel von einer genaueren Beobachtung der Kontaktsprachen wie solche sich wohl an allen Plätzen und bei allen Gelegenheiten eines massenhaften Völkerverkehrs fast unter unsern Augen entwickeln. Die Zigeuner- und Negermundarten der verschiedenen Länder, das Maltesische, das Pidgin-Englische, das sprachenmengende Kauderwälsch unserer Hafenleute, ja die Verständigungsversuche zwischen den Soldaten einer fremden Armee und den Einwohnern des von ihnen überschwemmten Landes, sie alle gewähren wichtige Beispiele für eine bisher vielleicht zu wenig gewürdigte Art der Sprachentstehung. Zum Theil nicht trotz, sondern wegen ihrer unbändigen Regellosigkeit. Hier ist zuerst der Fähigkeit und der Willkür der Einzelnen Alles überlassen, es ist ein Ringen herüber und hinüber, vielleicht eine Art *combat de générosité*, bei welchem jeder Theil dem anderen ein möglichst weites Stück Weges entgegentreten strebt, vielleicht im Gegentheile ein Kämpfen mit der eigenen Starrheit und Unbeholfenheit, wobei man nur der Noth gehorchend nachgibt und beim Gegner guten Willen sucht. Welches wird das Ergebniss sein, wann und auf welchem Punkte wird man zum Halte gelangen? Wer wird am weitesten nachgeben, — der schwächere dem Mächtigeren, oder der Gelehrigere dem Unbeholfeneren, oder der Gefügsamere dem Zäheren? oder wird die schwierigere Sprache des einen Theiles vor dem einfacheren, bequemerem des anderen, zurückweichen? Wie viele Faktoren mögen hier das Parallelogramm der Kräfte bestimmen! Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir an dieser Stelle den Mischehen ein sehr hervorragendes Gewicht beilegen. Wo nicht völlige Völkerwanderungen stattfinden, da pflegen Männer die ersten Eindringlinge zu sein. Suchen sie nun die Töchter des Landes in Frieden auf, so werden sie als die Begehrenden die sprachlernenden sein. Rauben, entführen sie dagegen die Weiber, so liegt es diesen wohl nahe, sich mit der

Sprache ihrer neuen Heimath vertraut zu machen; nicht immer aber, — man denke an die Australierinnen, geben sie sich die Mühe, und ihren Kindern wird voraussichtlich die Sprache der Mutter zugleich Muttersprache sein und als solche ihnen anhaften und in ihrer Sprechweise nachwirken, wenn sie längst in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen sind. Hier hätten wir einen Fall doppelter Verwandtschaft im wahrsten Sinne des Wortes.

Eine zweite, von der vorigen ganz verschiedene Frage ist die: Wird die Mischsprache ausschliesslich dem Verkehre vom Volke zu Volke vorbehalten bleiben, sodass beide je unter sich ihr reines Idiom weiter sprechen, — oder wird beim einen oder anderen Volke allmählich der Mischling sich in die heimische Sprache eindringen, vielleicht gar sie verdrängen? Nachhaltigkeit und Lebhaftigkeit des Verkehrs mit den Fremdlingen, aber auch Zähigkeit oder Trägheit des eingeborenen Volkes dürften hier bestimmend sein.

Es wäre ein Leichtes in solchen Fragestellungen noch eine Weile fortzufahren. Wir verzichten darauf. Besteht eine malaiisch-melanesische Sprachverwandtschaft, so ist dieselbe entweder rein oder gemischt. Ist sie rein, so beruht sie entweder auf gemeinsamer ethnischer Abstammung, oder auf Sprachtausch. Beides däuchte uns nicht schlechtweg unmöglich, Beides nicht wahrscheinlich. So ergab sich die Nothwendigkeit an Sprachmischung zu denken. Dieser Gedanke wollte vor Allem vom Scheine der Ungeheuerlichkeit befreit sein, welchen er selbst jetzt noch in Mancher Augen haben könnte. Um dies zu erreichen, haben wir versucht, die Möglichkeit der Sprachmischung a priori zu erwiesen und durch Thatsachen zu belegen. Uns scheint der gemeinhin angenommene Gegensatz zwischen Entlehnung und Mischung nicht ächt, nicht stichhaltig, wir meinen, man habe als Gegensatz aufgefasst, was in der That nur gradweiser Unterschied ist.

Sind die melanesischen Sprachen gemischte, so entstehen zwei weitere Fragen:

1. Welches war die Ursprache oder waren die Ursprachen der schwarzen Insulaner vor dem Eindringen der malaio-polyneesischen Elemente? und
2. Vorausgesetzt, dass jene einheitlich gewesen: war es auch die Mischung?

Zu 4.

Die Beantwortung der ersten Frage scheint uns zur Zeit mindestens noch unmöglich. Sie würde vor Allem voraussetzen, dass für die Vergleichung der malaiopolynesischen Sprachen Ähnliches geleistet wäre, wie etwa für die der indogermanischen; denn das Erste was sie zu leisten hätte, wäre eine vollständige Ausscheidung der fremden Eindringlinge. Es ist vorauszusehen, dass der sich darnach ergebende Rest in den meisten Sprachen viel kleiner sein werde, als dies nach dem Stande unsres jetzigen Wissens zu erwarten ist. Man wird uns zugeben: unter diesen Umständen müssten die Übereinstimmungen mit diesem oder jenem anderweitigen Sprachenkreise sehr bedeutende sein, wenn eine lexikalische Vergleichung auch nur zur Erlangung einer Wahrscheinlichkeit führen sollte, mit anderen Worten, eine solche Vergleichung müsste entweder ziemlich leicht oder dermalen überhaupt gar nicht thunlich sein. Dies eben ermutigte uns, ihren Versuch zu wagen.

In anthropologischer Hinsicht wies die nächste Vermuthung einerseits nach Australien, andererseits nach den schwarzen, kraushaarigen Völkerresten im Westen des südöstlichen Archipels. Hier wie dort aber blieben unsere Nachforschungen ohne positiven Erfolg: von seiten des Wortschatzes war mithin kein Aufschluss zu erwarten.

Es blieb somit das morphologische Moment zu erwägen, — eine schwierige Aufgabe, schon wegen der erheblichen Verschiedenheiten im Baue der einzelnen melanesischen Sprachen. Hatten die Melanesier vor dem Eindringen der malaio-polynesischen Elemente eine gemeinsame Sprache oder Sprachenfamilie, so muss als deren Nachwirkung alles dasjenige gelten, was dem malaio-polynesischen Sprachtypus fremd ist und nicht auch allenfalls aus einer blossen Entartung zu erklären wäre. Die im ersten Bande der »Melanesischen Sprachen« gezogenen Schlussergebnisse beweisen mindestens, dass dessen nicht viel sein könne, und die heutige Sprachwissenschaft kennt noch keine gemeingültigen Merkmale, an welche wir uns hätten halten können.

Ganz anders, soweit wir sie kennen, dichter zusammengeschlossen, stehen die Sprachen des australischen Continentes da mit ihrem fast einheitlichen Lautsysteme und ihrem ausschliesslich suffigirenden Baue. Und in beiden Hinsichten stehen sie im geraden Gegensatze zu den melanesischen. Man sollte meinen: wenn irgend etwas auf die Um-

gestaltung der fremden Sprache Einfluss üben musste, so wäre es einmal das heimische Sprachorgan und dann die heimische Bauge-
wohnheit gewesen. So wenigstens lehrt uns die Sprachengeschichte
da, wo wir ihre Wege verfolgen können, und so dürfte zur Zeit die
Vermuthung eher gegen als für eine vormalige Sprachgemeinschaft
nach dieser Richtung hin streiten. — Das Wenige, was wir von dem
Baue der Andamanen- (Micropie-) und Negrito-Sprachen wissen, auch
insoweit in Vergleich zu ziehen, haben wir nicht für thunlich er-
achtet.

Das Non liquet, zu welchem wir somit gelangten, erstreckt sich
nun auch

zu 2.,

auf die Frage nach der Einheitlichkeit oder Gleichheit der etwaigen
Mischung. Um zu dem früher gebrauchten Vergleiche zurückzukehren,
dürfen wir sagen: Die Väter waren Brüder, darum und insoweit sind
die Kinder verwandt. Ob aber auch die Mütter Schwestern waren,
ob die Verwandtschaft eine doppelte oder nur eine einseitige ist:
darüber mag man Vermuthungen anstellen, aber nur ja noch kein
sicheres Urtheil fällen wollen.

Seit HANS CONON VON DER GABELNTZ den zweiten Theil seines grund-
legenden Werkes herausgab, sind uns nur für zwei weitere Sprachen
der melanischen Völker Neu-Guineas reichere Quellen eröffnet wor-
den: für das Mafoor und eine Sprache der Astrolabe-Bai. Unser leb-
haftester Dank gebührt Herrn N. VON MIKLUCHO-MACLAY für die gütige
Mittheilung seines handschriftlichen Materiales. VAN HASSELT'S Gram-
matik und Lexikon vermittelten uns eine eingehendere Bekanntschaft
mit der merkwürdigen Sprache der Mafooresen, als sie A. B. MEYER
an Ort und Stelle erlangen konnte.

Das Studium dieser Sprache hat uns zusammengeführt, und es
musste uns nothwendig weiter führen durch das weite Sprachgebiet
der schwarzen Inselvölker. Wir mussten uns fragen: Gehören die
Idiome dieser und der anderen Neuguineer zu den melanesischen im
festgestellten Sinne des Wortes? Und die nämliche Frage drängte
sich uns auf, als wir an der Hand der SEMPER'schen Sammlungen
von den Palau-Inseln, für deren freundliche Überlassung wir gleich-
falls dem hochverdienten Forscher zu innigstem Danke verpflichtet
sind, deren zusammenhängende Verarbeitung wir uns aber noch vor-

behalten müssen, eine mikronesische Sprache untersuchten. Die Antwort fiel nicht schlechthin bejahend aus. Alle drei Sprachen zeigen in ihrem Baue Abweichungen unter sich und den melanesischen gegenüber, welche vor der Hand noch ihre Zutheilung zu einer der vorhandenen Gruppen unthunlich erscheinen lassen. Alle drei aber zeigen eine mehr oder minder starke Verquickung mit malaiisch-polynesischen Elementen. Noch weniger wollte es uns gelingen das Material der Halmaherasprachen, welches wir der besonderen Güte des Herrn VAN MUSSCHENBROEK verdanken, einer bestimmten Stelle einzuordnen. Wir haben oben das linguistische Problem und seine Schwierigkeiten so eingehend dargestellt, um zu beweisen, dass wir nicht mit leichten Anforderungen an's Werk gegangen sind, nicht um den Schein zu gewinnen, als wären wir im Stande, und als wäre jetzt die Zeit das Räthsel zu lösen. Von der Mangelhaftigkeit des vorhandenen Untersuchungstoffes soll hier nicht zum zweiten Male geredet werden. Hätten wir nur Zeit gehabt ihn so zu verarbeiten und auszubeuten wie wir gewollt, hätten wir nur noch ein Jahr lang so zusammen weiter forschen können. Dass wir auf manche Erweiterung, auf die Einverleibung so manches in Reisewerken enthaltenen Materials verzichten mussten, — das war zu verschmerzen.

Der Aufenthaltswechsel des Einen von uns gestattete keine Fortsetzung unserer gemeinsamen Arbeit und gezwungen übergeben wir daher unser polyglottes Wörterbuch in der vorliegenden Gestalt der Öffentlichkeit. Wie es da liegt, ist es nichts weiter als eine Vorarbeit. Ehe wir an eine lexicalische Vergleichung gehen konnten, mussten wir die vergleichbaren Wörter sammeln und ordnen. Diese Anordnung war mithin eine vorläufige: wir stellten das Vergleichbare, mithin das Ähnlichscheinende nebeneinander, um später prüfen zu können, ob die ähnlichen Wörter auch gleichen Ursprunges seien. Die Ermittlung von Lautverschiebungsgesetzen, soweit solche nicht bereits in den »Melanesischen Sprachen« geschehen, — sollte sich anschliessen, eine zweite, endgültige Ordnung der Vocabeln nach ihrer wirklichen Verwandtschaft, ein wissenschaftlich vergleichendes Wörterbuch vorgelegt werden. Man muss nie ernstlich mit Sprachvergleichen zu thun gehabt haben, um nicht einzusehen, wie sehr sich ein solches Werk von einer Polyglotte nach Art der unsrigen unterscheiden würde; denn es ist bekannt, wie oft in den

Sprachen das Ähnlichste grundverschieden, das Unähnlichste grundverwandt ist. Der erste Anschein täuscht so leicht, und wir haben es auch mit denjenigen unserer Leser zu thun, welche sich mit diesem Anscheine begnügen könnten. Immerhin jedoch dürften Zahl und Art der gefundenen lautlichen Ähnlichkeiten in den meisten Fällen den Gedanken an ein bloß zufälliges Zusammentreffen ausschliessen, und so wäre vorläufig wenigstens die Wahrscheinlichkeit gewonnen, dass die Mehrzahl der hier einbezirkten Sprachen unter sich und zu den malaiisch-polynesischen in engerer Beziehung stehen. Und ferner hoffen wir einer künftigen weiteren und tieferen Sprachvergleichung, möge sie nun von uns oder von Anderen unternommen werden, nicht unerheblich vorgearbeitet zu haben. — Dem gleichen Zwecke sollen in anderer Weise die alphabetischen Wörterverzeichnisse dienen. An ihrer grammatischen Verarbeitung hat Herr Privatdocent Herr Dr. WILHELM GRUBE in Leipzig dankenswerthesten Antheil genommen.

Wir haben diesen Beitrag einen ersten genannt, in der Hoffnung in nicht allzuferner Zeit einen zweiten liefern zu können, welcher u. A. einige einzelsprachliche Abhandlungen enthalten soll.